

„Von Verwundeten und Toten.“

Vor einiger Zeit berichtete die Tagespresse, wie eine Kopenhagener „Studien-gesellschaft für die sozialen Kriegsfolgen“ die Heeresverluste der zwei ersten Kriegsjahre berechnet habe. Nicht mitgezählt die Kranken noch die Opfer der westlichen und östlichen Sommer-Offensive der Entente 1916, kam die Gesellschaft zu so ungeheuern Zahlen wie: Frankreich Tote 870 000, Verwundete 2 080 000, Vermißte und Gefangene 400 000; Rußland Tote 1 494 000, Verwundete 2 936 000, Vermißte und Gefangene 2 000 000; die gesamte Entente an Toten und Verwundeten gegen 10 000 000 Mann.

Keine Menschenkraft ermißt, welches Leid, von Menschen über Menschen gebracht, in diesen Zahlen liegt. Wir denken schon die Schmerzen Leibes und der Seele nicht aus, die ein mäßiges Gefechtsfeld umschließt und den fernsten Lieben zu beweinen gibt; um wieviel mehr versagt unsere Macht, mitzuleiden, wenn jetzt ganze Länder zu Schlachtfeldern werden! Da ersteht die Gefahr, daß wir nicht mitleiden, gerade aus der Größe dessen, was die Brüder leiden.

Es ist gut, daß es auch Kriegsschriften gibt, die in uns das Mitgefühl wachhalten. Der Pallottiner Georg Timpe, bis zum Kriegsausbruch deutscher Seelsorger in London, hat eine solche geschrieben¹. Sie ist, heißt es in der Einleitung, kein Kriegsbuch wie viele andere, die vom Krieg reden, sofern er die Seele begeistert; sie erzählt vom Krieg, wie er Leid bringt und Not schafft. Der Verfasser folgte den im Osten kämpfenden Truppen mit einer Sanitätskompanie und wartete priesterlich der Blutenden, zum Tode Wunden. Er schaute ihr Weh, schärfer manchmal in der Seele als im zerrissenen Körper; er war erdrückt von der Last, trösten, aufrichten zu müssen. Er sieht erschüttert die Leichen auf den Walfstätten liegen, „nicht wie auf der Bühne, freundlich, formvollendet, wie das Sterben eingeübt wird, nicht wie auf der Malerleinwand, unter Blumen, und die Farben sorgsam abgestimmt“. „Der Krieg ist keine Romantik. . . . In unsern Kämpfen glüht eine ganz andre Entschlossenheit, als in den Zeitungen zu lesen. Unse Verwundeten leiden ganz anders, als wie die Zimperlichkeit sich das träumt. Unse Toten sehen ganz anders aus, erschreckend anders, als die Kriegsgedichte sie besingen. Unse Heldengräber sind viel einsamer, viel toter als verwachsene Ecken in den Friedhöfen, als das gefühlseelige Heidegrab, auf dem die Rosen blühen.“ Ach, die vielen Gräber allenthalben, die klagenden Helme darauf oder wehende Männenfähnchen! Jedesmal fliegen da die Gedanken des Verfassers in die Heimat, wo um die Toten Herzen brechen. Und wenn er an eroberten Schützengräben vorübergeht, muß er stetsfort an das vergossene Blut denken: Auch den haben unsre Tapferen nehmen müssen, und auch den und auch den! Die toten Dörfer sieht er, die weinenden Mütter und hungernden Kinder; und wieder tritt vor das innere Auge die Heimat: Lieber tot sein, als sie in solchem Jammer schauen!

¹ Von Verwundeten und Toten. H. 8° (255) Warendorf 1916, Schnell. M 4.—

Der Verfasser zeichnet nicht in einemfort Elendsbilder; im Gegenteil fließt ihm, der ein gut Stück Dichter ist, viel warme Naturschilderung und ähnliches in die Feder; Soldatenhumor bricht bei den eigenen Strapazen durch. Wirkjammer aber erhebt das Buch über das viele Leid damit, daß es immer wieder die Verklärung durch das Ewige zeigt. Die Menschen haben den verabscheuungswürdigen Krieg gemacht; aber Gott ließe ihn nicht zu, wenn das Kriegswesh nicht den treuen Dienern Gottes zu Segen und Seligkeit würde. Darum meint die Einleitung: „Es wäre gut, wenn du dann sagtest: Das muß wohl alles so sein; und das andere: Der liebe Gott wird wissen, wozu.“ Wir müssen warten, bis wir nicht mehr bloß die wirre Rückseite des Teppichs, sondern vorn die Blumen, die ganze göttliche Zeichnung sehen. Der Soldat im Kampfe muß großes Vertrauen auf die oberste Leitung haben; gerade er weiß wenig, weniger sogar als der müßige Zeitungsleser zu Hause, wie das Ganze des Kampfes steht, und warum ihm in diesem Augenblicke so Hartes kommandiert wird.

Der Krieg verübt Greuel; aber die Guten bewähren sich, und Gott erhöht sie, wie er Jesus erhöht hat. „Männer, die aushalten, still aushalten, die aushalten, bis sie zusammenbrechen; Männer, die bluten und still ausbluten, die gibt es eine ganze Menge — eine heilige Schar. Unser Land kann stolz auf sie sein. Und solange sie da sind, leidet das Land keine Not. Und noch eines ist gut. Das ist, daß es einen gibt, der barmherziger ist als die Menschen, der seine Helden bei sich wohnen läßt und Segen gibt statt Fluch.“

„Was wäre nur, hätten wir keine Hoffnung!“ Aber gerade auf Schlachtfeldern, die wie nichts anderes über das blinde Walten der Zeit hinausweisen, liegt der Schimmer der Ewigkeit; wer ein feines Ohr hat, hört die Glockenblumen, die auf den wieder friedlich gewordenen Gefilden wachsen, Seelen in den Himmel hineinläuten. Wie oft kommt dem Verfasser ungesucht die Wendung, daß die Seelen seiner sterbenden Pflöglinge „heimgegangen“ seien. Er hat so manchen heiligen Tod gesehen. Auch bei den Ausfägigen von Kemmer tröstet er sich mit dem Gedanken daran, daß sie reine und helle Seelen haben, und daß sie immer beten: Wie Gott will! — der Himmel macht jedwedes gut, und mit seiner Ewigkeit ist keine peinigende Erdenstunde zu vergleichen.

Der Kriegskreuzträger kräftigster Trost ist der göttliche Heiland. Der Verfasser freut sich, wie er in Litauen überall, an jeder Weggweigung, bei jedem Haus ein hohes Kreuz findet. „Was ist es nur, daß wir so viel stolpern und so oft in andrer Leute Gehege geraten? Ob es schließlich nicht doch damit zu tun hat, daß wir das Kreuz am Wege nicht mehr mögen? und nicht an den Häusern? und nicht einmal mehr in den Zimmern? Ich war heute morgen in einem kleinen Laden. Drunter und drüber lag alles, die Lampen und die Schreibhefte, die Bilder und die Tuchstücke. . . Eine Frau stand darin. Sie hatte ein Büblein auf dem Arm und versuchte aufzuräumen. Auf einem Bort stand ein hellglänzendes Kreuz. Das sah das Büblein und haschte mit seinen Händchen nach dem Geblinke. Da nahm es die verarmte Frau von dem Bort

und hielt es ihrem Büblein hin, daß es mit seinen Engellippen es küsse. Nur zwei Worte sagte sie, als sie es hinhielt, und ich sah, wie ihre Augen hell wurden in all dem Jammer. „Lieber Jesus!“ sagte sie. Da hab’ ich die Frau um ihr Elend beneidet.“

Otto Zimmermann S. J.

Eine Entscheidungsschlacht im Isonzogebiet 394 nach Christus.

Zwischen Görz und dem vielgenannten Monte San Michele mündet in den Isonzo der von den Karsthöhen des Birnbaumerwaldes kommende Wippachfluß. An seinen Ufern, wenige Kilometer hinter der l. u. l. Isonzofront, wurde am 6. September 394 die Entscheidungsschlacht zwischen den letzten Vertretern des heidnischen Römertums und dem christlichen Kaiser Theodosius geschlagen.

Veranlassung zur Schlacht bot die gesamte politische und religiöse Lage des Römerreichs zu Anfang des 4. Jahrhunderts, die zu einem Entscheidungskampf zwischen Rom und Byzanz, zwischen Heidentum und Christentum drängte. Rom vermochte sich nicht in seine Stellung als Reichshauptstadt außer Dienst, in die es die Konstantinische Neuordnung des Reiches versetzt hatte, hineinzufinden. Rom gab dem Reiche noch den Namen, offiziell war es noch die Hauptstadt der einen Reichshälfte, faktisch aber hatte es seinen Rang im Gesamtreich an Byzanz, im Westreich an Mailand und Trier verloren. Seit fast 100 Jahren hatte die Stadt nur dreimal einen Kaiser in ihren Mauern gesehen. Den christlichen Kaisern mochte der Aufenthalt in dieser Hochburg des Heidentums wenig gefallen. Denn das war Rom noch lange nach der Schlacht an der milvischen Brücke und das blieb es das ganze 4. Jahrhundert hindurch. Seine energischsten Vertreter und Verteidiger fand das Heidentum an einer Reihe hochgestellter Männer, deren konservativer Patriotismus den Bestand des römischen Reiches ohne den alten Götterglauben für undenkbar hielt. Je mehr das Christentum in der Bevölkerung der Stadt, auch im Senate an Anhängern gewann, je mehr die Gesetzgebung des Reiches die Ausübung heidnischer Kultushandlungen bekämpfte, desto größere Anstrengungen machten diese Vertreter altrömischer Weltanschauung, um von ihrer Religion zu retten, was noch zu retten war. Fast durchweg sind es Männer in hohen Staatsstellungen, hochgebildet und treffliche Redner. Den ganzen Apparat ihrer klassischen Bildung, die Macht ihres persönlichen Einflusses bieten sie auf, als es gilt, das von den Kaisern aus dem Sitzungssaal des Senates entfernte Bild der Siegesgöttin, für sie das Sinnbild römischer Größe und Macht, wieder an seinen alten Ehrenplatz zurückzubringen. Umsonst. Ein Mann aus ihren Kreisen, an Bildung und Ansehen ihnen durchaus ebenbürtig, der große Bischof von Mailand Ambrosius, trug im Kampfe um die Götterbilder und Tempel den Sieg davon. Ihrem konservativen Festhalten am Althergebrachten stellte er die Idee des Fortschritts entgegen. Was sie mit Wort und Schrift nicht vermocht, das suchten Roms konservative Aristokraten nunmehr durch persönliche